

Tabukomplex *Sternenkinder*: Subjektive Wahrnehmung und gesellschaftliche Bewertung aus der Perspektive betroffener Mütter

Janina Drexler

Abstract: Der folgende Beitrag soll einen Einblick in die gesellschaftliche Bewertung und Wahrnehmung aus Sicht von Müttern geben, die ein *Sternenkind* bekommen haben. Darunter versteht man ein Kind, das kurz vor, während oder nach der Geburt verstirbt. Das Themenfeld des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Sterben und insbesondere dem Sterben mit einem jungen Gesicht soll dabei aus subjektiver Sicht betroffener Mütter beleuchtet werden. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Kommunikation und Interaktion von und mit betroffenen Müttern und ihrem Umfeld.

Zur Person: Janina Drexler studierte BA Vergleichende Kulturwissenschaft und Politikwissenschaft und absolviert derzeit MA Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg. Der vorliegende Beitrag basiert auf ihrer Bachelorarbeit. Betreuer: Prof. Dr. Gunther Hirschfelder

Schlagwörter: Trauer; Tabuisierung von Tod; Totgeburt; verwaiste Eltern

Stirbt ein Kind, so sind Betroffenheit und Sprachlosigkeit groß. Der Tod am Lebensanfang stellt uns als Gesellschaft vor große Herausforderungen, vor etwas, das wir nicht begreifen und in Worte fassen können. Die natürliche Weltordnung, so scheint es, steht auf dem Kopf und ist aus den Fugen geraten (Zeiß, 2012: 79). Ein so früher Tod scheint nicht in unsere Vorstellung vom Lebenszyklus zu passen und darf offenbar kaum Raum einnehmen. Dabei endet jede dritte Schwangerschaft glücklos, und jede dritte Frau ist in ihrem Leben einmal von einem Verlust des Kindes im Mutterleib betroffen (Zebothsen, 2013: 15). Diese Zahlen sind der breiten Öffentlichkeit kaum bekannt, was nicht verwunderlich ist, denn das Thema Tod vor, während oder nach der Geburt gilt als eines der „letzten großen Tabus“ (ebd.: 5).

Um diesen Tabukomplex zu beleuchten wurden mit Hilfe der ero-epischen Analyse nach Roland Girtler (2001: 166 ff.) zwei Gespräche mit betroffenen Müttern geführt. Im Gegensatz zum Interview handelt es sich bei dieser Methode um ein Gespräch, in dem beide Gesprächspartner miteinbezogen sind und nicht nur einseitig Fragen gestellt werden. Die Beziehung zwischen Forscher und dem Gesprächspartner beruht auf dem Prinzip der Gleichheit. Folglich handelt es sich dabei um eine feinfühligere Methode, die sich besonders für schwierige und hochemotionale Themenkomplexe eignet. Es beruht auf eigenem Engagement und der Spontaneität, die sich innerhalb der Unterhaltung ergibt. Der Forscher soll sich dabei von seinem Gesprächspartner leiten lassen. Daher ist es wichtig, dass der Befragte niemals unter Zugzwang gerät, da sonst möglicherweise Informationen zurückgehalten werden. Ebenso ist unabdingbar, die private Sphäre miteinzubeziehen. Damit qualitativ hochwertige Ergebnisse erzielt werden können, sollte auch die Lebensgeschichte, die für die Lebenswelt des Befragten charakteristisch sind, erfragt und erörtert werden.

Eines der Interviews wurde mit Daniela Nuber-Fischer geführt, die 2012 ihre Tochter Paula in der 22. Schwangerschaftswoche verlor, sie wurde *still geboren*.¹ Aufgrund dieser Erfahrung arbeitet sie heute als Familienbegleiterin und bietet Unterstützung für betroffene Eltern an.² Für das zweite Interview hat sich Julia Mayer³ bereit erklärt, die ihren Sohn Christoph in der 38. Schwangerschaftswoche lebend zur Welt brachte, der dann jedoch wegen schwerer organischer Dysfunktionen zwei Tage nach der Geburt verstarb.

Das Interview mit Daniela Nuber-Fischer fand am 27.07.2020 statt und wurde über das Telefon geführt, da ein persönliches Treffen aufgrund der Kontaktbeschränkungen im Rahmen der Corona-Pandemie nicht möglich war. Das Gespräch dauerte etwa eine Stunde und wurde mittels eines Handys aufgezeichnet. Das Gespräch mit Julia Mayer wurde am 09.07.2020 persönlich geführt, im Rahmen eines gemeinsamen Frühstücks. Das Gespräch dauerte über zweieinhalb Stunden und wurde ebenfalls mit einem Handy aufgenommen.

Tabukomplex Tod und Kindstod

Trotz unterschiedlicher Auffassungen und einem ständigen Wandlungsprozess (Lehmann-Carli et al., 2003: 11) sind sich die verschiedenen Perspektiven auf den Begriff *Tabu* darin einig, dass darunter Meidungsgebote zu verstehen sind (Kraft, 2006: 9 ff.). Tabus betreffen demnach etwas,

1 Der Begriff *still geboren* bezeichnet den Umstand, dass ein Kind ohne erkennbare Lebenszeichen auf die Welt kommt.

2 Weitere Informationen finden sich auf der Website www.sternenkind-und-eltern.de.

3 Der Name wurde auf Wunsch der Interviewpartnerin geändert.

was nicht getan, gesagt, gedacht, gefühlt, auch nicht gewusst und berührt werden darf – dennoch aber machbar, sagbar, denkbar, fühlbar und erkennbar sowie berührbar ist; ansonsten bräuchte es ja nicht durch ein Tabu geschützt werden. [...] Wo Tabus existieren, wird nicht nur geschwiegen, sondern auch verdrängt [und] manipuliert. (Schröder, 2008: 53)

Tabukomplexe können sich mit dem Wandel innerhalb einer Gesellschaft verändern und aufbrechen. Abgesehen davon definiert sich die moderne Gesellschaft allgemein nicht über einheitliche Werte und Normen, sondern zeichnet sich durch einen Wertpluralismus aus. Demnach erweisen sich Tabus innerhalb eines Kulturkreises „in ähnlicher Weise wie Konventionen – sowohl gruppen- als auch kulturspezifisch“ (ebd.: 62 f.).

Sterben, Tod und Trauer bilden allerdings in der modernen Gesellschaft kaum ein öffentliches Thema. Die Unsicherheit, die viele Menschen beim Thema Tod und insbesondere in dessen Angesicht empfinden, die Anonymisierung des Sterbens in Krankenhäusern sowie die oft im Hintergrund ablaufende Tätigkeit von Bestattungsinstituten zeigen, dass der Tod aus der Gesellschaft heraus an den Rand, insbesondere auch aus dem Bewusstsein der Individuen verdrängt wurde (Knoblauch, 2011: 30 ff.).

Nach Philippe Ariès (1981) wurde der Tod im Laufe der Geschichte immer weiter tabuisiert, und zwar vom *gezähmten Tod*⁴ des frühen Mittelalters bis zum *medikalisierten* Tod heutiger Industriestaaten. Die medizinische Entwicklung hat die Mortalitätsstrukturen so stark verändert, dass der Tod in jungen Jahren heute eine Ausnahme bildet. Weiterhin ist die öffentliche Darstellung von Trauer zunehmend unüblich geworden, weil Trauer in die Innerlichkeit eines Individuums gedrängt wurde. Norbert Elias (2010: 313) versteht das Schweigen über Tod und Sterben sowie die Verdrängung des Anblicks eines Toten als weiteres Zeichen dafür, dass die Selbstdisziplinierung des Individuums voranschreitet. Nach Elias wird jede Art von Körperlichkeit hinter die Fassade des Gesellschaftslebens verdrängt. Armin Nassehi und Georg Weber interpretieren dies als einen Ausdruck der erschwerten Sinnerfahrung in der Moderne. Daraus resultiert eine Verdrängung des Todes, von der gesellschaftlichen zu einer privaten, individuellen Ebene (Nassehi/Weber, 1989: 198).

Auch wenn viele der Auffassung sind, dass die Verdrängung des Todes in der Gesellschaft nicht mehr allgemeingültig sei (Schäfer, 2020: 32), gibt es weiterhin Bereiche, die in der Vorstellung der modernen Gesellschaft als schwierig konnotiert und mit einem Tabu belegt sind. *Sternenkinder*, also Kinder die vor, während oder kurz nach der Geburt versterben, bilden einen spezifischen Tabukomplex im Zusammenhang mit dem Tod. Fehl- und Totgeburten werden weiterhin stark tabuisiert. Das soziale Umfeld der Betrof-

4 Unter dem *gezähmten Tod* versteht Ariès, die Allgegenwärtigkeit des Todes im gesellschaftlichen Leben. Das Sterben und insbesondere der Tod rückten durch die unmittelbare Nachbarschaft zu Friedhöfen in das Blickfeld der Gesellschaft. Daraus sei es zu einer Koexistenz von Lebenden und Toten gekommen, die den Tod entmythisiert habe (Ariès: 1981: 24 f.).

fenen kann sich oftmals nur schwerlich in diese besondere Form von Trauer hineinversetzen:

Sterben, Tod und Trauer sind in unserer Gesellschaft größtenteils immer noch tabuisiert, besonders der frühe Tod von Kindern, der ja meistens für die Umwelt unsichtbar bleibt. So kommt es, dass die Wahrnehmung vom Chaos der Gefühle und das Verständnis für die *Sterneneltern* oft gering ist. (Zeiß, 2012: 80)

Seit Mai 2013 wurde im Zuge der Initiative eines betroffenen Elternpaares das Personenstandsgesetz im Hinblick auf diese Kinder verändert. Seitdem ist es möglich, dass Kinder, die zum Zeitpunkt des Todes weniger als 500 Gramm wiegen, auf Wunsch der Eltern bestattet und in das Familienstammbuch eingetragen werden können. Zuvor bestand diese Möglichkeit nicht, diese Kinder oder auch Föten wurden mit dem Klinikabfall entsorgt (Böcker, 2016: 317). Die Gesetzesänderung gilt als „eines von mehreren Phänomenen des Wandels, der im Hinblick auf das Sterben am Lebensbeginn zu beobachten ist“ (ebd.: 317).

Der Schmerz, die Trauer und die Tragik sind für die betroffenen Eltern unbegreiflich. Bekanntlich helfen Symbole, um das Unbegreifliche begreifbarer und fassbarer zu machen. Das Wort *Sternenkind* als Verweis auf eine Verbindung zwischen Himmel und Erde und als Bezeichnung für Babys, „die diese irdische Welt mit ihrem kleinen Körper nur streifen durften“ (Zeiß, 2012: 79), scheint dem Bedürfnis nach symbolischer Darstellung entgegenzukommen. Zugleich gewinnt auch das verlorene Kind durch diesen Begriff an Bedeutung (Böcker, 2015: 1794).

Gesellschaftlicher Umgang mit verwaisten Eltern

Schon unmittelbar nach dem Tod des Kindes werden die betroffenen Eltern mit dem Tabukomplex konfrontiert. Der folgende Ausschnitt aus dem Interview mit Julia Mayer gibt einen Einblick in die subjektive Wahrnehmung der Betroffenen:

Julia Mayer: Zwölf Stunden nachdem er verstorben ist, ging es los, dass ich eigentlich dafür kämpfen musste, dass die Dinge so laufen, wie wir es brauchen. Im Klinikum war es klar, [...] daheim habe ich aber das Gefühl gehabt, ich muss aber um alles kämpfen, weil irgendwie Leute meinen, sie müssen da mittun und sie müssen es anders empfinden als wir. [...] Auch so wirklich Nachbarn im Ort, wo ich schon so das Gefühl hab, die haben jetzt die Straßenseite gewechselt, weil sie nicht damit klarkommen, dass ich jetzt hier entlang komme.

Janina Drexler: Kam es dir so vor, als ob die anderen vor dir Angst hatten? Also Angst mit dem Thema konfrontiert zu werden? [...]

JM: Ja, ich glaub schon, dass des Angst, entweder was Falsches zu sagen, nicht zu wissen, was ich sagen soll. Der Punkt ist halt, wenn halt alle Leute so ne Angst haben und so eine Berührungsangst haben, was falsch zu machen, wie positionierst du dich dann. [...] Aber wenn halt keiner damit umgehen kann ein halbes Jahr lang, wenn mir die Leute aus dem Weg gehen, wenn die halbe Familie sich abwendet, dann ist halt schwierig.

Aus den Gesprächen innerhalb der Kreise der Betroffenen geht hervor, wie die Gesellschaft mit ihnen umgeht und wie auch die Familien und die Partner mit der Trauer umgehen. Dabei zeigt sich, dass die Trauer um das verstorbene Kind oft keinen Raum erhält, um über es zu sprechen, um das Geschehene zu thematisieren und verarbeiten zu können (Böcker, 2015: 1794 f.). Neben dem Schweigen existiert gleichzeitig jedoch auch eine Erwartungshaltung innerhalb der Gesellschaft und des Umfeldes, wie mit einer solchen Situation umgegangen werden soll. Dabei empfinden die Betroffenen häufig einen starken Druck. Das soziale Umfeld legt dabei fest, was wie bewertet wird. Dabei wird insbesondere darauf hingewiesen, dass der Verlust eines Kindes, das man noch nicht kannte, nicht so schlimm sei und dass es die Möglichkeit gebe, in jungen Jahren noch weitere Kinder zu bekommen (Interview Julia Mayer; Daniela Nuber-Fischer). Die Dimension von Tragik und Trauer für die Betroffenen wird durch das Umfeld somit skaliert und bewertet und dadurch heruntergespielt.

Umgang mit dem Tod: ein Generationenkonflikt

Wie sich in beiden Interviews herausstellte, herrschen generationenspezifische Auffassungen, wie bei einem Todesfall interagiert werden soll und welche Bedeutung dem Tod zugemessen wird. Im erforschten Feld pflegte die jüngere Generation einen offeneren Umgang mit dem Themenkomplex *Sternenkind*.

[D]iese ganzen Freunde vom Peter, diese Clique so, Julian, Hansi, Huber und so, da haben einige eine Karte geschrieben ja, der Julian zum Beispiel, gut da war die Frau auch schon schwanger und so, die hat ne ganz schöne Karte geschickt. Die Dosers haben ne Karte geschickt, also da kam relativ viel. Da hast du richtig gemerkt, die haben sich als Gruppe Gedanken gemacht, wie können wir reagieren, was wäre gut. Und dann kamen da eben Karten. Also da von Fabi und Dani, die ja da auch so im weiten Bekanntenkreis und Freunde von Freunden sind und der Patrick, der ist ein Freund vom Joshua oder so. (Interview Julia Mayer)

Offenbar kann die jüngere Generation den Verlust eines Kindes besser aufgreifen und ihre Anteilnahme besser ausdrücken. Dies entspricht der Annahme, dass die früher tabuisierten und schambehafteten Bereiche bei jüngeren

Menschen rückläufig sind (Johannsmeyer, 2003: 85). Dementsprechend offener wird mit den Betroffenen kommuniziert:

[D]ie beste Karte, die ich ja gekriegt habe, war von der Marianne Lederer, und die hat geschrieben, mhm, ‚Liebe Julia, lieber Alexander, ich trage jetzt seit zwei Wochen diese Karte in meiner Handtasche, weil ich nicht weiß was ich drauf schreiben soll.‘ Und dann halt noch ein paar Worte, dann ist ihr doch noch was eingefallen, aber ja, des passt ja auch, was muss man denn sagen. Es ist einfach scheiße und ähm man kann es nicht nachvollziehen und es ist schwer, mehr muss man ja schon nicht und man muss einfach nur, da war einfach wichtig, dass auch sie ausgedrückt haben, dass es auch für sie schwer ist. Es ist einfach schwer und sie wissen auch nicht, was sie sagen sollen, fertig. Aber sie sehen, da ist halt diese Anerkennung da, diese Anerkennung von deinem Schmerz, von der Schwere deiner Situation. Also es wird einfach gesehen, dass es schwer ist und da entsteht einfach eine Verbundenheit durch eine ganz einfache Sache. (Interview Julia Mayer)

Wirft man den Blick auf die ältere, um 1950 geborene Generation, so fällt auf, dass für diesen Personenkreis sowohl die Thematik als auch der Umgang damit ein größeres Problem darstellt. Die Trauer kann zwar geteilt und wahrgenommen werden, allerdings erweist sich ein weiteres Thematisieren und Sprechen über die Gefühlslage und auch das Sprechen über das Kind selbst als ein größeres Tabu, als von den Betroffenen angenommen. Die Tabuisierung macht auch vor engen Familienbeziehungen nicht halt. In beiden Interviews wird thematisiert, dass weder mit der Mutter noch mit der Schwiegermutter über Trauer und das verstorbene Kind kommuniziert werden kann:

Bei der Henriette [= der Schwiegermutter] brauchst du ja auch nichts sagen, weil die weint ja gleich. Also du kannst es ja gar nicht ansprechen, weil die muss dann gleich weinen, ähm. [...], aber bei mir is es ja auch meine Mama, die aussteigt aus dem Thema. [...] Sie kann mit mir und meiner Trauer und mit dem, wie ich damit umgehe, nichts anfangen. Weil sie eigentlich sich nicht damit beschäftigen will [...] aus welchen Gründen auch immer, aber sie kann sich nicht damit beschäftigen. (Interview Julia Mayer)

Und, ähm ja wie wollen die, die Generation, die sowas erlebt hat, wie sollen die jetzt plötzlich da offen damit umgehen, wenn ihren Kindern sowas passiert, weißt. Das ist auch schwierig, wenn jetzt die Oma quasi miterleben, wie ihre Töchter ihre Kinder verlieren oder ihre Söhne und selber haben sie das in einer noch tabuisierteren Gesellschaft miterlebt. [...] [J]etzt plötzlich hat meine Mama mir gesagt, dass sie auch ein Kind verloren hat, aber aber des bringt die nicht unbedingt näher zusammen, äh, sondern des ist dann manchmal noch eher schwieriger, wenn die Mutter das auch erlebt hat, was die Tochter jetzt erlebt. Und die Tochter sich jetzt eben was anders rausnimmt, ich weiß ja nicht, ob das dann auch irgendwie mit einem Neid dann auch verbunden ist,

dass die das jetzt darf und ich nicht und das kann dann auch sein, dass das echt schwierig wird. (Interview Daniela Nuber-Fischer)

Der Generationenkonflikt, der sich hier darstellt, ist nicht nur auf den privaten Bereich zu begrenzen, sondern lässt sich auch beim Fachpersonal wiederfinden. Wie erwähnt, besteht für Kinder, die vor, während oder nach der Geburt versterben, eine Gewichtsgrenze, die darüber bestimmt, ob sie offiziell beerdigt werden müssen. 500 Gramm musste bis 2013 ein Säugling wiegen, um in das Personenregister eingetragen und somit auch beerdigt werden zu können. Diese Regelung ist zwar nicht mehr gültig, jedoch sind Eltern, deren Kind oder Kinder unterhalb dieser Grenze liegen, nicht verpflichtet, ihr Kind zu bestatten. An diesem Punkt entzündet sich der Generationenkonflikt innerhalb des Fachpersonals. Die betreuende Hebamme von Frau Mayer schilderte ihr, dass ältere Kolleginnen bereit sind, die Kinder, wenn es um ein paar Gramm geht, unter 500 Gramm zu dokumentieren, um den Eltern die Kosten für die Beerdigung zu ersparen. Ein weiterer Ausdruck davon liegt in der Auffassung des älteren Personals, dass Fotoaufnahmen von den verstorbenen Kindern nicht notwendig seien. Mittlerweile wird jedoch in der Ausbildung vermittelt und auch von psychologischer Seite bestätigt, dass diese Fotos sehr wichtig für die Eltern und das Einzige sind, was ihnen bleibt.

Die Gründe für die unterschiedliche Haltung der Generationen liegt natürlich in der unterschiedlichen Sozialisation im Umgang mit dem Thema Tod. Frau Nuber-Fischer fragte treffend, ob man von jemandem, der selbst nicht von seinem Kind Abschied nehmen durfte und dessen Kind, das vor, während oder nach der Geburt verstoben ist, sofort weggenommen wurde, erwarten kann, dass er offen mit dieser Thematik umgehen und mit Empathie auf die Situation eines anderen reagieren könne.

Gender-differenzierte Betrachtungsweise

Weiterhin lässt sich ein geschlechtsspezifischer Umgang mit den Trauernden beobachten, in diesem Fall eine Differenzierung zwischen Vater und Mutter. Vielen Männern wird von Seiten der Gesellschaft ein Recht auf Trauer schneller abgesprochen als ihren Partnerinnen. Die Erwartungshaltung von außen übt dabei einen großen Druck auf betroffene Väter aus. Neben der Erwartungshaltung des Umfeldes, dass der Mann seine Frau unterstützt und ihre akute Schwäche ausgleicht, wird gefordert: „Sei stark, sie braucht dich jetzt besonders...“ (Zebothsen, 2013: 18).

So beschreibt es auch Frau Nuber-Fischer aus ihrer Erfahrung in der Beratung und Betreuung von *Sterneneltern*, dass Männer viel schneller das Gefühl haben, wieder funktionieren zu müssen. Auch nehmen sie sich weniger Auszeiten und setzen sich mit Trauer weniger intensiv auseinander. Sie beschreibt zudem, dass dies nicht nur aus dem Umfeld an die betroffenen Väter herangetragen wird, sondern auch die Mütter selbst diesen Anspruch an ihre Partner haben. Darin zeigt sich, wie stark die Tabuisierung wirkt, wenn selbst

die betroffenen Frauen sie verinnerlicht haben und gegenüber ihrem Partner so agieren, wie der gesellschaftliche Kodex und die Erwartungshaltung es von ihnen verlangt, obwohl sie die Trauer selbst wahrnehmen und sich dieser bewusst sind. Die Trauer wird dabei in die Innerlichkeit des Individuums zurückgedrängt.

Kommunikation mit den Betroffenen

Aufgrund der teilweise über Generationen bestehenden Tabuisierung des Themas *Sternenkind* konnten sich keine Rituale und Handlungsstrategie innerhalb der Gesellschaft etablieren. Um sich trotz der fehlenden Handlungsvorgaben gegenüber den Betroffenen zu äußern, werden vordergründig Floskeln verwendet. Sie lassen sich als eine Bewältigungsstrategie verstehen, um dem Mangel an Ritualen und Handlungsstrategien gegenzusteuern (Hasenfratz, 2003: 36). Es handelt sich dabei um stereotype Aussagen, welche die Betroffenen in der Verlustsituation zu hören bekommen. Diese werden sogar im nahen Umfeld geäußert. Den Betroffenen helfen solche leeren Phrasen jedoch nicht, wie Julia Mayer erläutert:

Floskeln wie ‚ihr seid ja noch jung‘ machen es für die Betroffenen nicht leichter. ‚Du hast jetzt einfach den Schmerz und den Verlust und fertig.‘ Egal was es für deine Zukunft bedeutet oder für, also des is, es untergräbt die Dimension des Themas. (Interview Julia Mayer)

Solche Floskeln stellen die Betroffenen immer wieder vor große Herausforderungen, zumal sie sich oft auf Folgeschwangerschaften beziehen: „Ja mei, jetzt wird dann alles wieder gut, jetzt bringt ihrs zu einem guten Ende“. (Interview Julia Mayer)

Hier spielt auch die gesellschaftliche Erwartungshaltung eine große Rolle. Den Betroffenen wird aus ihrer Sicht vermittelt, dass es ihnen ja jetzt wieder gut gehen muss, da sie ja ein neues Kind bekommen und damit die Trauer und den Verlust über das verstorbene Kind überwinden. Gerade die Kommunikation über Floskeln zeigt, dass betroffene Eltern jedoch wenig bis kein Verständnis für den Verlust erfahren. Zudem lässt sich beobachten, dass die Betroffenen aufgrund der Kommunikationsblockaden und der Angst anderer, in Kommunikation mit ihnen zu treten, ausgeschlossen werden.

Kommunikativer Umgang der Betroffenen mit dem sozialen Umfeld

Eine wichtige Frage ist, wie die betroffenen Eltern anderen ihren Schmerz zumuten und über diesen kommunizieren können.

[Da] ist dann da eine Kommunikationsblockade, wenn der andere sich nicht traut zu fragen, weil er sich denkt, wie soll es ihm schon gehen, und der andere denkt, ich kann es gerade niemanden sagen, weil es ist gerade so schwer, dann findet halt keine Beziehung mehr statt. Und das schließt ja auch ein, kann ich jemanden auch erzählen, wenn es mir nicht gut geht, kann ich jemanden von mir erzählen, wenn es mir gerade nicht gut geht? (Interview Julia Mayer)

Die Kommunikationsblockade besteht auf beiden Seiten und lässt sich nur schwer auflösen. Daniela Nuber-Fischer erzählt von einem Elternpaar, das in der Kita-Gemeinschaft offen das Thema angesprochen hat:

Die haben schon einen Sohn, der ist in der Kita und die haben gerade ihre Tochter verloren in der 33. Woche und äh, und in der Kita, dann war natürlich auch Corona auch ein bisschen schwierig, aber beim Abholen in der Kita, kein Mensch redet mit denen, also alle Eltern meiden sie [...] Sie überlegen mal so ein bisschen ob sie irgendwie in die Whats-App Gruppe nicht was reinschreiben, und dann haben sie tatsächlich ein bisschen was reingeschrieben. Haben von ihrer Tochter erzählt, auch wie die heißt und was ungefähr passiert ist und dass sie gerne die anderen Eltern informieren wollten und wenn die noch was wissen wollen, dann sollen sie sie persönlich ansprechen. Und plötzlich sind schon von 18 Kita Eltern sind immerhin 10 nochmal auf sie zugekommen. Die anderen acht die wissen halt trotzdem nicht, was sie sagen sollen, Pech, so ist es, aber es ist trotzdem nochmal, so die Hälfte ungefähr kommt dann plötzlich und sagt ‚hey, ich wusste gar nicht, ob ich euch ansprechen darf und äh, irgendwie bin ich jetzt voll erleichtert und es tut mir sehr leid‘, was auch immer ja, und es war total befreiend und jetzt können sie wieder viel einfacher in den Kindergarten gehen zum Abholen und es ist nicht mehr so der Elefant im Raum, über den keiner spricht. (Interview Daniela Nuber-Fischer).

An diesem Beispiel zeigt sich, wie schwierig die Kommunikation auf beiden Seiten sein kann. Die Blockaden und somit die Tabuisierung des Themas lassen sich nur lösen, wenn eine Seite auf die andere zugeht, auch wenn dies von der Seite der betroffenen Eltern ausgehen muss.

Die Kommunikation über den Themenkomplex ist aber auch insbesondere bei neu in das Umfeld betroffener Eltern eingetretenen Personen komplex. Julia Mayer stellt sich dabei vor allem die Frage nach der Zumutbarkeit:

Kann ich mich jemand anders zumuten mit meiner Geschichte? Halt kein Smalltalk Thema, dass du mal nett beim Kaffeetrinken erzählst und wenn du mal nett im Biergarten sitzt und du willst des erzählen, dann ist halt die Stimmung anders [lacht]. Also pff, ja weiß ich nicht, du bist halt, [Pause] ja ich find halt diese Zumutung. Ich hab halt manchmal das Gefühl, dass ich das jemanden nicht zumuten kann, dass jemand sich da so reindenkt, weil ich weiß ja, der geht ja heim und denkt drei Tage darüber nach. Und, ähm, des ist, find ich was, wo, ja [Pause], aber es is halt einfach [Pause], dann auch so ich [Pause]. Ich würde auch

immer, eigentlich oft ganz gern, also nicht immer, aber dann gibt's schon so Phasen, wo ich dann mehr von ihm erzählen wollen würde oder so ... Naja der Punkt ist, wenn du an diesem wichtigen Teil von meinem Leben der, der halt jetzt der Christoph [=der Sohn] ist und der damit einhergehend auch die Trauer und das schlimme nicht teilhaben kannst dann, dann bist du halt raus. Es gibt halt keine, ähm, Julia ohne Trauer ohne Verlust ohne Christoph, geht halt nicht. Also des gibt's nur für die, die halt jetzt neu dazu gekommen sind und selbst da denke ich auf lange Sicht, wenn der Kontakt auch mehr werden soll als nur ein oberflächliches Kollegentum, dann ähm, gehört das auch dazu so. Aber ich, ja, und dann kommt halt wieder dieses Thema, wieviel kann ich da zumuten, ähm, weil's halt nun mal ich bin des halt. (Interview Julia Mayer)

Es zeigt sich, dass sich insbesondere das von Elias geschilderte Schamgefühl in der subjektiven Wahrnehmung der Betroffenen widerspiegelt. Auch der Ansatz von Ariès, dass die Verdrängung bis in die Innerlichkeit des Individuums reicht, lässt sich dahingehend aufgreifen, dass die Eltern sich überlegen, ob sie ihr Thema offen ansprechen oder es für sich behalten und nicht weiter kommunizieren.

Wunsch des Umfeldes nach schneller Normalität

Ein wichtiger Faktor, der sich in den Gesprächen abzeichnete, ist der Wunsch des Umfeldes nach einer schnellen Regeneration, beispielsweise durch ein weiteres Kind. Die subjektive Wahrnehmung der Betroffenen hingegen weicht deutlich davon ab, weil für sie vorerst andere Dinge im Vordergrund stehen. Julia Mayer knüpft den Schmerz durch den Verlust des Kindes bei den verwaisten Eltern an die Liebe zu dem Kind. Eine schnelle Überwindung von Schmerz und Trauer würde bedeuten, auch das Kind loszulassen und zu vergessen: „Wir sollen uns jetzt nicht so viel damit auseinandersetzen und wieder lustig sein und so. Es war auch so, sehr schnell musst es uns wieder sehr gut gehen.“ (Interview Julia Mayer) Angesichts der Tatsache, dass kein Kind versorgt werden muss, drängt das soziale Umfeld, relativ schnell auf eine Rückkehr in die Arbeitswelt:

„Wann gehst du wieder arbeiten?“ Bei uns war ja viel das Thema nach drei Monaten, warum ich nicht wieder arbeiten gehe. Ich bin dann drei Wochen später wieder arbeiten gegangen, nachdem mein Chef in Woche zwei mich schon angerufen hat, wann's jetzt soweit ist, weil es wäre so eine Messe zu organisieren und wann ich denn wiederkäme. [...] Und dann bin ich nach drei Wochen wieder gegangen und habe da eine Messe und ein Kickerturnier in Berlin organisiert, wo ich mir jetzt im Nachhinein denke, ich weiß gar nicht, wie ich das geschafft habe. Also ich habe mich schon gefühlt wie so ein Fremdkörper. (Interview Daniela Nuber-Fischer).

Das soziale Umfeld sieht eine Lösung der Situation vor allem in einer weiteren Schwangerschaft. Laut den Betroffenen ist dies darauf zurückzuführen, dass das Umfeld davon ausgeht, dass wieder alles gut sein muss, sobald ein weiteres Kind auf die Welt kommt. Dabei zeichnet sich wie auch schon zuvor ab, dass es dem sozialen Umfeld schwer fällt, um ein Kind zu trauern, das physisch nicht anwesend war und zu dem wenig oder keine emotionale Bindung existiert. Auch hierin spiegeln sich erneut die unterschiedlichen Herangehensweisen der Generationen wider, wie Julia Mayer beschreibt:

„des klappt dann schon beim nächsten Mal“, irgendwo dieses Wegwischen, also des ist für mich auch schon so ein bisschen eine Generationenfrage für mich schon, des ist mehr so ne Sache bei den Älteren so „des ist halt jetzt schiefgelaufen, aber des nächste Kind wird dann schon klappen“. (Interview Julia Mayer)

Der Wunsch des sozialen Umfelds nach einer schnellen Regeneration ist zwar nachvollziehbar, wird von den verwaisten Eltern allerdings im Moment der Äußerung als unverständlich und deplatziert empfunden. Der Tod erfährt eine Verschiebung von der gesellschaftlichen in die private Dimension (Naschi/Weber, 1989: 198).

Fazit und Ausblick

Das breite soziale Umfeld weiß in den meisten Fällen des frühen Todes eines Kindes nicht, wie es sich verhalten soll. Dies resultiert aber nicht nur aus Scham oder Berührungsangst, sondern auch aus Angst, das Leid durch Nachfragen erneut zu erzeugen (Lothrop, 2016: 178). Betroffene Eltern fühlen sich oftmals nicht als Trauernde wahrgenommen und können ihren Schmerz in den meisten Fällen nicht mit ihrem Umfeld teilen, da diesem das Verständnis für die Situation fehlt.

Es lässt sich zum einen festhalten, dass die Gesellschaft aus der subjektiven Wahrnehmung der Eltern kein Verständnis für die Trauer über den Verlust des Kindes hat. Zum anderen ist zu konstatieren, dass die betroffenen Eltern sich teilweise bestraft fühlen, da sie mit einem tabuisierten Thema innerhalb der Gesellschaft konfrontiert werden. Das fehlende Verständnis, das aus der subjektiven Wahrnehmung der Betroffenen beschrieben wird, ist auf die fehlende Sensibilisierung des Umfelds und auf das unterschiedliche Verständnis zurückzuführen, ab wann ein Embryo, ein Fötus oder ein gerade geborenes Baby als vollwertiger Mensch angesehen werden. Dies zeigt sich sowohl in den erhobenen Daten als auch in der Forschungsliteratur.

Im Laufe der Arbeit und in den Gesprächen hat sich gezeigt, dass die Kommunikation einer der maßgeblichen Faktoren für Verständnis ist. Worte zu finden für etwas, das es eigentlich nicht gibt, stellt sowohl für die verwaisten Eltern als auch für das Umfeld eine große Herausforderung dar. Wegen

des Mangels an Ritualen fällt es schwer, mit dem Vorkommnis umzugehen und es zu verarbeiten. Dies hat zur Folge, dass sich die verwaisten Eltern ausgegrenzt und abgelehnt fühlen.

Gleichzeitig zeigt sich aber auch, dass sich durch die Weiterentwicklung in der Psychologie, in der Ausbildung des Fachpersonals und durch die Tendenz jüngerer Generationen, offener mit Problematiken umgehen, auch dieser Tabukomplex wandelt und langsam aufbricht. Mittlerweile gibt es Hilfe und Unterstützung durch Vereine wie *Glücklose Schwangerschaft e.V.* und durch Angebote der Kreisbildungswerke. Die Forschung steht hier zwar noch am Anfang, es zeigt sich jedoch, dass der Tabukomplex auch hier immer tiefer ins Bewusstsein dringt und die öffentliche Zurschaustellung des Todes in den Fokus gerät, wie etwa das Phänomen der virtuellen Friedhöfe (Offerhaus, 2016), die frei zugänglich für die breite Öffentlichkeit sind. Auch für *Sternenkinder* gibt es eigene virtuelle Gedenkseiten, abgesehen von dem Gedenken auf Plattformen wie Instagram. Die Gefühle und Gedanken der Eltern, Fotos und Fußabdrücke der Kinder werden dort mit der virtuellen Community geteilt. Dahingehend lässt sich erkennen und interpretieren, dass die Verdrängungsmechanismen im Sinne von Philippe Ariès und das damit verbundenen Schamgefühl, von dem Norbert Elias ausgeht, langsam aufgebrochen werden.

Literaturverzeichnis

- Ariès, Philippe (1981): *Studien zur Geschichte des Todes im Abendland*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Böcker, Julia (2016): „Frühe Tode. Verräumlichungen der Trauer um Ungeborene“, in: Benkel, Thorsten (Hrsg.): *Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes*. Bielefeld: transcript, S. 317–338.
- Böcker, Julia (2015): „Kein Tod ohne Leben. Zu Krisen des Trauerns nach Fehl- und Totgeburt“, In: Lessenich, Stephan (Hrsg.): *Routinen der Krise – Krise der Routinen*. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier, S. 1794–1807.
- Elias, Norbert (2010): *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Zweiter Band, Berlin: Suhrkamp.
- Girtler, Roland (2001): *Methoden der Feldforschung*, Weimar: UTB.
- Hänel, Dagmar (2003): *Bestatter im 20. Jahrhundert. Zur kulturellen Bedeutung eines tabuisierten Berufs*, Münster: Waxmann.
- Hasenfratz, Hans-Peter (2003): „'Tabu' – ‚Unehrllichkeit‘. Ein Beitrag zur Berührungsmeidung – besonders im Blick auf die Totenfürsorge“, in: Markwart, Herzog / Fischer, Norbert (Hrsg.): *Totenfürsorge: Berufsgruppen zwischen Tabu und Faszination*, Stuttgart: Kohlhammer, S. 29–36.

- Hugo, Petra / Luttenberger, Hildegard / Zeiß, Gisa (2012): *Tröst finden für Sterbende, Angehörige und Bestatter*, Bingen: IGSL.
- Johannsmeyer, Karl-Dieter (2003): „Empathie und Tabu(-bruch) in der Gynäkologie. Näherung aus der Sicht eines überwiegend klinisch tätigen Frauenarztes“, in: Lehmann-Carli, Gabriela (Hrsg.): *Empathie und Tabu(bruch) in Kultur, Literatur und Medizin*, Berlin: Frank & Timme, S. 73–101.
- Knoblauch, Hubert (2011): „Der Populäre Tod? Obduktion, Postmoderne und die Verdrängung des Todes“, in: Groß, Dominik / Tag, Brigitte / Schweikardt, Christoph (Hrsg.): *Who wants to live forever? Postmoderne Formen des Weiterlebens nach dem Tod*, Frankfurt a. M. / New York: Campus, S. 27–53.
- Kraft, Hartmut (2006): „TABU, Political Correctness und ihre Witze“, in: Radeck, Heike (Hrsg.): *Tabu – Welche Grenzen sollten wir überschreiten?* Hofgeismarer Protokolle 342, Evangelische Akademie Hofgeismar.
- Lehmann-Carli, Gabriela et al. (Hrsg.) (2017): *Zerreißproben: Trauma-Tabu-EmpathieHürden*. Berlin: Frank & Timme.
- Lothrop, Hannah (2016): *Gute Hoffnung, jähes Ende. Fehlgeburt, Totgeburt und Verluste in der frühen Lebenszeit. Begleitung und neue Hoffnung für Eltern*, München: Kösel.
- Nassehi, Armin / Weber, Georg (1989): *Tod, Modernität und Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Todesverdrängung*, Opladen: Springer VS.
- Norbert Elias (1982): *Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen*, Berlin: Suhrkamp.
- Offerhaus, Anke (2016): „Klicken gegen das Vergessen – Die Mediatisierung von Trauer- und Erinnerungskulturen am Beispiel von Online-Friedhöfen“, in: Klie, Thomas / Nord, Ilona (Hrsg.): *Tod und Trauer im Netz. Mediale Kommunikation in der Bestattungskultur*, Stuttgart: Kohlhammer, S. 37–62.
- Schäfer, Julia (2002): *Tod und Trauerrituale in der modernen Gesellschaft. Perspektiven einer alternativen Trauerkultur*, Stuttgart: ibidem.
- Schröder, Hartmut (2008): „Zur Kulturspezifik von Tabus. Tabus und Euphemismen in Interkulturellen Kontaktsituationen“, in: Benthieu, Claudia / Gutjahr, Ortrun (Hrsg.): *Tabu. Interkulturalität und Gender*, München: Fink, S. 51–70.
- Zebothschen, Birgit / Ragosch, Volker (2013): *Sternenkinder. Wenn eine Schwangerschaft zu früh endet*, München: Südwest.
- Zeiß, Gisa (2012): „Sternenkinder“, in: Hugo, Petra / Luttenberger, Hildegard / Zeiß, Gisa (Hrsg.): *Tröst finden für Sterbende, Angehörige und Bestatter*, Bingen: IGSL, S. 79–109.